



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Riderlen und die Marokkokrise. Im Heidelberger Tageblatt findet sich folgende Notiz:

„Herr von Riderlen = Waechter, der verstorbene Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, ist, belastet mit dem Vorwurf der Unwahrheit und der Fälschung, ins Grab gegangen. Er hat es nie versucht, die alldeutsche Anklage zu widerlegen. Aber nach seinem Tode haben sich der Berliner Journalist Cleinow und der Stuttgarter Historiker Egelhaaf bemüht, den Staatssekretär reinzuwaschen. Man versuchte, zu beweisen, daß Herr von Riderlen-Waechter nie daran gedacht habe, in Marokko deutsches Kolonialland zu erwerben und daß er sich auch über die Lage in der Türkei keineswegs getäuscht habe.“

Diese Notiz stützt sich auf Angaben des Herrn Dr. Albrecht Wirth.

Welche Berechtigung die gegen Riderlen erhobenen Vorwürfe haben, ergibt sich u. a. aus einem Schreiben des verstorbenen Staatssekretärs, datiert Berlin, den 8. Mai 1911, also etwa sieben Wochen vor der Entsendung des „Panther“ nach Agadir, in dem sich folgende Stelle findet:

„... der Reichstag gönnt mir offenbar den Urlaub nicht, während sie hier schwigen! Heute fragten sie bei mir an, ob nicht eine Interpellation über Marokko, den deutschen Interessen nützlich sein und unsere Politik fördern könne. Du kannst Dir denken, daß ich deutlich abgewunten habe! Ich sehe die

marokkanische Sache mit Ruhe heranreifen; den Franzosen ist dabei sehr unheimlich zu Mute und je mehr wir uns ausschweigen, desto unheimlicher wird es ihnen. Da wäre es doch töricht jetzt zu sagen, daß wir wegen Marokko nicht vom Leder ziehen, oder, wie wir es bisher taten, uns in Drohungen zu ergehen, die wir nachher doch nicht ausführen! Sie werden schon ohne unser Zutun ein Haar in der marokkanischen Suppe finden! ...“

In einem Brief, Berlin, den 18. Juli 1911, also nach Agadir, heißt es: „... es geht ziemlich lebhaft zu. Ich bekomme Stöße von anonymen oder von Unbekannten unterschriebenen Karten und Briefen mit Zustimmung zu Agadir. Diese amüsieren mich ebenso wie die begeistertsten Zeitungsartikel — nachher wird das Lamento und Geschimpfe um so größer sein. Ich freue mich schon darauf! Denn das fällt mir doch nicht ein, Südmarokko zu besetzen, wo wir außer den Franzosen auch noch die Engländer auf dem Hals hätten und wo wir ständig eine ansehnliche Truppenmacht unterhalten müßten. Da heißt es immer, die Marokkaner empfangen uns mit offenen Armen. Ja, jetzt, wo wir ihnen als Popanz gegen die Franzosen dienen; aber das wäre gleich anders, wenn wir das Land für uns besetzen wollten, dann hätten wir die gleichen Schwierigkeiten wie die Franzosen und größere; denn wir sind weiter ab und die Berber im Süden sind viel streitbarer als die Araber im Norden. ...“

G. Cl.

Kulturgeschichte

Machiavelli als Psychologe. Bei kaum einer zweiten Persönlichkeit der politischen und Kulturgeschichte der Menschheit ist die Forderung, den Menschen, seine Lehre und sein Werk aus ihren geschichtlichen Bedingungen heraus zu verstehen, so unerläßlich, wie bei dem ersten selbständigen Staatsphilosophen der Neuzeit, bei Nikolaus Machiavelli. Man gewinnt am besten einen Einblick in diese geschichtlichen Bedingungen, wenn man sich klar macht, welche Veranlassungen das Renaissancezeitalter hatte, sich mit den politischen Problemen auseinanderzusetzen. Für die Renaissance im weitesten Sinne des Wortes kann auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der Humanismus mit der allgemeinen Wiederbelebung der Antike zugleich auch die großartigen politischen Staatsideale des Altertums wieder in den Mittelpunkt des Interesses rückte. So kann z. B. die „Civitas Solis“ (der Sonnenstaat) des Campanella — ein Buch, das in der Geschichte der sozialistischen Staatsutopien eine Rolle gespielt hat — als neuzeitliches Gegenstück der „Politeia“ des Platon angesehen werden. Für die italienische Renaissance im besonderen hat Jakob Burckhardt uns in seinem bekannten Werke gezeigt, wie in Italien der mächtigste Grund zu der so frühzeitigen Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen in den politischen Verhältnissen dieses Landes gelegen war. Die Renaissancephilosophie wollte sich losmachen von den philosophischen und kirchlichen Autoritäten der Scholastik, insbesondere auch auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre. War das mittelalterliche Staatsideal die Vereinigung von Staat und Kirche, so forderte Machiavelli deren völlige Trennung. Er stellt das durchaus moderne Ideal des unabhängigen Nationalstaates auf, dabei in glühendem Patriotismus immer zunächst an sein geliebtes Italien denkend. Durch welche Mittel läßt sich ein zerrüttetes Staatswesen — so wie es Machiavelli zu seiner Zeit in seinem Vaterlande in lebendigem Beispiel vor sich sah — wieder aufrichten? Nur durch die Herrschaft eines Fürsten von unbeugbarer Tatkraft, der die Schlaueit des Fuchses mit der Stärke des Löwen vereinigt. Für einen solchen

Fürsten kann und soll der gewöhnliche „bürgerliche“ Moralkodex nicht verbindlich sein. Seine Mittel werden einzig durch den Erfolg gerechtfertigt. Böse und verwerflich sind bei ihm nur die halben Maßnahmen, das Schwanken. Gut und erstrebenswert ist für ihn unter allen Umständen die den Erfolg verbürgende Tatkraft. Von diesen Gedanken ist das berühmte vielgelesene Buch „Vom Fürsten“ getragen, eines der am meisten geschmähten und ungerecht beurteilten Werke der Weltliteratur. Wir wissen, daß Friedrich der Große als junger Prinz seinen „Antimachiavelli“ schrieb, um die Menschheit vor jenem „Ungeheuer“ zu retten, das sie zu verderben drohe. Die leidenschaftliche Entrüstung macht der Gesinnung des jungen Friedrich alle Ehre, wird aber der tatsächlichen Bedeutung des Machiavellischen Wertes keineswegs gerecht und erfüllt nicht die Forderung, diesen Mann und sein Werk durchaus aus ihren geschichtlichen Bedingungen heraus zu deuten. Auf alle diese Dinge, die zur Beurteilung des großen italienischen Staatsphilosophen herangezogen werden müssen, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Sie sind in der Fachliteratur genügend behandelt. Dagegen soll auf ein anderes Moment nachdrücklich hingewiesen werden, das meines Wissens noch niemals im besonderen zur Klarlegung des inneren Wesens des Menschen Machiavelli und seines Wertes herangezogen worden ist: auf die Tatsache, daß der große Italiener — ganz abgesehen von seiner politischen und staatsphilosophischen Begabung — auch ein außerordentlich scharfer Beobachter und feinsinniger Psychologe in allgemein menschlichen Dingen war. Auch den Psychologen Machiavelli muß man kennen, wenn man den Staatsphilosophen Machiavelli verstehen will. Aus dem vielgeschmähten Buche vom Fürsten — dem „Fürstenpiegel“, wie man es neuerdings treffend genannt hat — seien ein paar Beiträge zur Psychologie dieses bedeutenden Mannes angeführt: „Die Menschen, die das ausführen was sie können, werden stets gelobt und nicht getadelt; wollen sie aber um jeden Preis etwas ausführen was sie nicht können, so handeln sie verkehrt und verdienen Tadel.“ „Da

die Menschen fast immer in ausgetretenen Wegen gehen und in ihren Handlungen die anderen nachahmen, so muß ein Mann von Geist, auch wenn er nicht in stande ist, jenen Vorbildern in allem gleichzukommen, noch gar die Tugenden derer, die er nachahmt, zu überbieten, doch immer auf den Wegen der Großen wandeln und die hehrsten Muster nachahmen, damit er, wenn er das Ziel auch nicht erreicht, wenigstens in ihrem Geiste handelt. Er muß es den klugen Schützen gleich tun, welche in der Einsicht, daß das Ziel zu weit und die Kraft ihres Bogens zu gering ist, über den Treffpunkt hinauszielen, nicht um mit der Kraft ihres Pfeiles so weit zu gelangen, sondern um das Ziel selbst zu erreichen.“ „Wer da glaubt, daß neue Wohltaten bei den Großen alte Beleidigungen auslöschen, der irrt sich.“ „Das Ziel des Volkes ist viel erhabener als das Ziel der Großen: diese wollen unterdrücken, jenes aber unbedrückt sein.“ „Es liegt in der menschlichen Natur, sich durch das Gute, das man tut, ebenso zu verbinden, wie durch das, welches man empfängt.“ „Mit einigen Strafgerichten, die du verhängst, bist du menschlicher, als wenn du durch übertriebene Nachsicht Unordnungen einreißen läßt, die zu Mord und Raub führen.“ „Die Menschen scheuen sich weniger, den zu beleidigen, der sich beliebt macht, als den, der sich gefürchtet macht.“ „Die Menschen verschmerzen leichter den Tod des Vaters als den Verlust des Erbteils.“ „Es geht auf Erden so zu, daß man nie einer Unbequemlichkeit zu entgehen sucht, ohne in eine andere zu geraten. Die Klugheit aber besteht darin, ihre Größe richtig abzuschätzen und das geringere Übel als Vorteil zu betrachten.“ „Es gibt kein anderes Mittel, um sich gegen Schmeichelei zu sichern, als die Menschen erkennen zu lassen, daß sie dir die Wahrheit sagen können, ohne dich zu verletzen.“ „Ferner glaube ich, daß der Glück hat, dessen Handlungsweise dem Charakter der Zeit entspricht, während der Unglück hat, der mit seiner Zeit im Widerspruch steht.“ „Es ist besser, ungestüm als vorsichtig zu sein, denn das Glück ist ein Weib, und wer es bezwingen will, muß es schlagen und stoßen; und man sieht, daß es sich leichter von diesen besiegen läßt, als von solchen, die kaltblütig zu Werke gehen.

Darum ist es als Weib auch den Jünglingen gewogen, weil diese weniger bedächtig und gewalttätiger sind und ihm dreifach befehlen.“

X. 5.

Das Fortwirken des Klassischen Altertums. In einer Zeit, wo der Bildungswert des Klassischen Altertums fortwährend bestritten wird, hat sich die Altertumswissenschaft in ganz ungeahnter Weise erweitert und vertieft. Vor allem zwei Perioden sind durch die wetteifernden Forschungen und Ausgrabungen der Kulturvölker in helleres Licht getreten oder geradezu erst entdeckt worden: die vorhellenische, kretisch-mykenische Kultur, die den engen Zusammenhang der altgriechischen Kultur mit dem Orient erkennen läßt, und die sog. hellenistische Zeit seit Alexander dem Großen, die trotz der bahnbrechenden Arbeiten Joh. Gustav Droysens der einseitig philologischen Auffassung der griechischen Geschichte als eine Verfallzeit galt und deshalb von der Forschung lange vernachlässigt wurde. Mit der wachsenden Erkenntnis ist dagegen jetzt immer klarer geworden, daß erst gerade in dieser Periode die griechische Kultur zur Weltkultur geworden, daß sie in dieser Form die römische Kultur befruchtet und von ihr auch über das romanisierte Abendland verbreitet worden, damit aber die Grundlage auch für die gesamte moderne Kultur geworden ist. Diese Zusammenhänge im einzelnen nachzuweisen und für einen größeren Kreis gebildeter Leser darzustellen, ist die Absicht des verdienstlichen Werkes „Die hellenistisch-römische Kultur“, dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1913, XIV und 674 S., gr. 8°), in dessen Bearbeitung die Verfasser sich, wie bei dem ihm vorausgegangenen Buche die „Hellenische Kultur“ (zuerst 1905) derart geteilt haben, daß Fritz Baumgarten die Kunst, Franz Poland das staatliche Leben, Richard Wagner die Literatur und das allgemeine geistige Leben darzustellen unternommen hat. Jeder ist auf seinem Gebiete selbständig und doch schaffen alle drei in einem Geiste besonnener Kritik, die jede Erscheinung aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sucht, gründlicher Forschung, maßvollen Urteils, lebendiger, übersichtlicher Darstellung. Ein reicher Schmuck an Bildern

(vierhundertundvierzig im Text, fünf bunte und sechs einfarbige Tafeln) und Karten bringt das Geschilderte zu lebendiger Anschauung und macht das Buch zu einem vorzüglichen Unterrichtsmittel für höhere Schulen, für die es durch seine vortreffliche Ausstattung und den billigen Preis (12 Mark) auch als Bücherprämie sehr geeignet ist.

Auf den reichen Inhalt im einzelnen einzugehen, ist hier nicht wohl möglich, nur die leitenden Gedanken, die von den Verfassern konsequent festgehalten werden, können hier herausgehoben werden. Im ersten, dem „Hellenismus“ gewidmeten Teile (bis S. 216) werden die drei Gebiete: Staat, Leben und Götterverehrung, geistige Entwicklung und Schrifttum, bildende Kunst zusammenfassend durch die ganze Periode verfolgt. Im Staatsleben tritt das alte Hellas hinter den monarchischen Großreichen des Ostens, sein alter Mittelpunkt Athen hinter den neuen Großstädten Aftens und Ägyptens, Alexandria, Antiochia, Pergamon ebenso zurück, wie die exklusive hellenische polis, der Stadtstaat, dem monarchischen Flächenstaat mit seinem in Makedonien patriarchalischen, im Orient despotischen Königtum, seinem vielgestaltigen Berufsbeamtentum, seinem Finanz- und Kriegswesen und seinem vielseitig durchgebildeten, dem römischen durchaus ebenbürtigen Rechte weicht und sich auf municipale Selbstverwaltung beschränkt. Nur wenige Stadtrepubliken wie Rhodos behaupten ihre alte Selbstständigkeit. Ein kräftiger Mittelstand bildet sich nicht aus, wohl aber wächst die Zahl der freien Arbeiter, während die Sklavenschaft bei weitem nicht so stark ist, wie später bei den Römern. Dank den zahllosen Papyrusfunden, aus denen eine besondere Wissenschaft emporgestiegen ist, können wir das alles am besten in Ägypten erkennen. Wie sich nun das Griechische über ungeheure Räume verbreitet, bildet sich auf der Grundlage des attischen Dialekts die griechische Gemeinsprache, die Koine; sie wird im Orient bis Indien hin zur Weltsprache und dadurch geeignet, die Trägerin des Christentums zu werden. Mit der alten polis schwindet auch der starre Stadtpatriotismus, der Stadtbürger wird zum Privatmann, zum Weltbürger und sein Ziel die Ausbildung des Individuums. Daher

tritt der Wille zur Erkenntnis beherrschend hervor, und es entfaltet sich, vor allem in Alexandria, eine Blüte der Wissenschaft, der die alt-hellenische Zeit nichts an die Seite zu setzen hat und die erst in der Neuzeit wieder erreicht wird. Die Philosophie der Stoiker und Epikuräer stellt durchgebildete Systeme der Moral auf, die für den Gebildeten den schwindenden Götterglauben ersetzen; ganz neu ersteht die Philologie, die Geschichte wird zur Weltgeschichte, Mathematik und Mechanik, Astronomie und Geographie, Naturkunde und Heilkunde schaffen die festen Grundlagen der modernen Wissenschaft, die das Mittelalter fast ganz vergaß, soweit sie nicht die Araber bewahrten, bis die Renaissance sie wieder aufdeckte und an sie anknüpfte.

In der Dichtung wiegt die Reflexionspoesie durchaus vor, aber Menanders bürgerliche Komödie wird das Vorbild für das römische und durch dieses für das moderne Lustspiel, wie Theokrits Idylldichtung, der notwendige Rückschlag gegen die herrschende Überkultur, in verwandten Zeiten für die Pflege dieser Gattung in der römischen und modernen Literatur. Ganz besonderes Interesse und weitgehende Wirkung hat die hellenistische Kunst erregt, denn sie hatte ganz neue und vielseitige Aufgaben zu lösen, nachdem die volle Durchbildung der Technik erreicht war: den planmäßigen großartigen Städtebau bei den vielen Neuanlagen im Osten, in der Plastik und Malerei die realistische Darstellung des Porträts, der Landschaft und des Leidenschaftlich-Pathetischen, dazu die Befriedigung der Prachtliebe an den Fürstenhöfen und im vornehmen Haushalt durch eine unübertroffene Entwicklung des Kunstgewerbes. Neben die alten Kunststätten Sifyon und Athen treten beherrschend und in besonderer Eigenart Alexandria, Pergamon (der Zeusaltar, die Gallierstatuen), Rhodos (Laotoon), Priene, das jetzt wieder aufgedeckte Bild einer hellenistischen Kleinstadt, das von Alexander wiederhergestellte Milet, die hellenistische Großstadt, und Delos, das uns das vornehme hellenistische Privathaus zeigt. Diese hellenistische Kunst, vornehmlich die Plastik, ist der Neuzeit viel früher bekannt geworden, als die der klassischen Zeit, und sie, nicht diese hat die römische Kunst beherrscht.

Selbständig ist die römisch-italische Kultur in Staat und Recht, in Wirtschaft und Kriegswesen; in Religion, Kunst, Dichtung, Wissenschaft steht sie auf hellenistischem Grunde seit der Eroberung des Ostens, also seit etwa 200 v. Chr. Ihr sind über zwei Drittel des Buches gewidmet. Dabei wird sachgemäß die Zeit des Königtums und der Republik von der Kaiserzeit so getrennt, daß in jeder dieser großen Perioden die drei Gebiete für sich behandelt werden. Da sich hier die Verfasser auf bekannterem Boden bewegen und die neuen Entdeckungen bei weitem nicht so bedeutend sind wie auf griechischem Boden, so begnügen wir uns, einzelne besonders bemerkenswerte Punkte ihrer Darstellung, vor allem die feinsinnige Schilderung der Literatur und der Kunst, hervorzuheben. In der Literatur findet der lange verkannte Cicero eine gerechte Würdigung als der Vermittler der hellenischen Kultur und dadurch der große Bildungsmeister für sein Volk und die Menschheit; verständnisvoll werden die Prosaiter und Dichter der großen Augusteischen Zeit, Livius, Vergil, Horaz, geschildert, ebenso wie die der späteren Kaiserzeit, Seneca, Tacitus, Plutarch, wie Arrian und Lukan, bis auf die späten Vertreter der Provinzialkultur Aufonius und Apulejus. Aber der Verfasser schließt mit der heidnischen Antike nicht ab; er zeigt vielmehr, wie an sie anknüpfend, vorbereitet durch die Philosophie und durch orientalische Kulte, vor allem durch die Mysterien der Isis und des Mithras, in denen das tiefe religiöse Sehnen der Zeit Befriedigung suchte, das Christentum durch Paulus, „einen der größten Männer, die über diese Erde gegangen sind“, in die Welt kam, in die Kultur und Sprache des hellenistischen Ostens einging und in den Kirchenvätern seine begeistertsten und geistvollen Verteidiger fand. Eine Würdigung des größten unter ihnen, des feurigen Afrikaners Augustinus, der mit seinem Buche vom Gottesstaat die Weltanschauung des Mittelalters und damit die katholische Kirche begründete, schließt diese Betrachtung.

Denselben Anschluß an das Christentum findet auch die eingehende Darstellung der römischen Kunst. Von der etruskischen Kunst ausgehend, die in den ersten Jahrhunderten

Rom völlig beherrschte, aber für uns dort kaum Spuren hinterlassen hat, schildert sie das rasche Eindringen der griechischen Kunst in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten und verweilt dann am längsten, wie es der Sache entspricht, bei der Kaiserzeit, die in so stattlichen Resten zu uns redet. Die Denkmäler der Augusteischen Zeit, der Flavier, Trajans und Hadrians werden in Wort und Bild genauer behandelt; in Aufnahmen des gegenwärtigen Zustandes, Rekonstruktionen und Plänen treten uns hier die Paläste des Palatins, die Kaiserfora, die Ara Pacis Augustae, das Meisterwerk der neuattischen Kunst in Rom, der Titusbogen, das Kolosseum, das Grabmal Hadrians, die jetzige Engelsburg, die sich heute wieder so darstellt, wie sie um 1500 gewesen ist, die Säulen Trajans und Marc Anton's, das Pantheon u. a. m. entgegen. Und wie diese Zeit, neben ihrer Neigung zur Pracht Neues und Originales im Gewölbe- und Kuppelbau geleistet hat, so hat sie auch das Porträt ganz realistisch, das Relief perspektivisch-malerisch entwickelt. Trotz des damit beginnenden Verfalls der Plastik, wie er schon im Severusbogen und noch viel mehr im Konstantinsbogen hervortritt, hat doch die Architektur noch in der Spätzeit des dritten und vierten Jahrhunderts wahrhaft Großes geschaffen: das Septizodium des Septimus Severus auf dem Palatin, das erst Sixtus der Fünfte abbrennen ließ, die Niesenthermen des Caracalla und Diocletian, endlich den Schlüsselstein der antiken Architektur, die Basilika Konstantins.

Wie ganz unmittelbar diese kaiserlich-römische Kunst die Hochrenaissance beeinflusst hat, zeigt das bekannte Wort Bramantes über den Bau der Peterskirche: er wolle das Pantheon auf die Gewölbe der Konstantinsbasilika setzen. Außerhalb Roms sind in Italien, abgesehen von Pompeji, wenige große Werke der Kaiserzeit erhalten, mehr in Nordafrika, Gallien und den Rheinlanden, wo die Porta nigra in Trier aus der konstantinischen Zeit stammt, Dalmatien (Spalato), Hellas, Kleinasien, Syrien und Arabien bis Baalbek, Palmyra und Petra hin, wo diese Kunst unmittelbar an den Hellenismus anknüpft. Die christliche Kunst bewegt sich in den Malereien der rö-

mischen Kataomben, aus denen allein wir sie kennen, anfangs ganz in den antiken Formen und geht erst später zu christlichen Gegenständen über, wandelt dann aber das Mosaik zum glänzenden Wand- und Deckenschmuck. Die Plastik beschränkt sich fast ganz auf Sarkophagreliefs in der Weise der spätrömischen Zeit, die Baukunst hat zunächst vielfach antike Gebäude benützt (die Maria antiqua am Nordfuße des Palatin ist in die Bibliothek des Augustustempels eingebaut), aber ihre Kirchen, die Basiliken, wohl selbstständig, nicht in einfacher Nachahmung der antiken Basiliken, nach den Bedürfnissen des Gemeindehauses gestaltet, früh auch Kuppelkirchen errichtet, wie schon Santa Costanza in Rom aus der Zeit Konstantins des Großen, und diese Form beherrscht dann die ostgotischen Bauten in Ravenna wie die byzantinischen dort und in Konstantinopel, wo die freischwebende Niesenkuppel der Hagia Sophia die großartigste Raumwirkung erzielt, die jemals erreicht worden ist. Keine bessere Vorbereitung für den Besuch Roms als diese schönen Kapitel.

Dr. Otto Kaemmel in Koschwitz

Musik

Neue Bücher über Musik. (Biographisches.) Immer und immer wieder wird das Leben unserer größten und großen Tonsetzer zum Gegenstand von Büchern gemacht, welche für weite Leserkreise bestimmt sind. Demnach scheint unserer so ungemein ausgebreiteten Musikpflege das Interesse für die Schöpfer der Tonwerke einigermaßen zu entsprechen. So erfreulich das wäre, so kann doch den Autoren jener Bücher der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie vielfach das Interesse des Publikums irreleiten oder einem irreführenden Interesse entgegenkommen, indem sie gegen die Person, ja selbst gegen das äußere Leben des Komponisten dessen Werke in ungebührlicher Weise in den Hintergrund treten lassen. Zweifellos hat der, welcher zu den Sonaten und Symphonien eines Beethoven ein inneres Verhältnis gewonnen hat, das natürliche Bedürfnis, über die Schicksale des Meisters, über seine Lebens- und Weltanschauung usw. etwas zu erfahren. Aber die wichtigste Aufgabe des Biographen, der

sich an ein großes Laienpublikum wendet, wird es doch immer bleiben, das Verständnis für die Werke seines Helden zu erwecken oder zu vertiefen. Selbstverständlich soll die Notwendigkeit der historischen Forschung über den Lebensgang der Komponisten und über die außermusikalischen, ja die außerkünstlerischen Seiten ihrer Persönlichkeit nicht geleugnet werden. Aber solche Darstellungen sind stets als Vorarbeiten oder als Ergänzungen der eigentlichen Biographie zu betrachten.

Ein derartiges und zwar sehr gutes Buch ist unter den vorliegenden Schriften das von **Sebastian Nöckl** über „**Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner**“ (zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage, C. S. Beck'sche [Oskar Beck] Verlagsbuchhandlung, München 1913). In schlichter, zum Teil attemmäßiger Darstellung behandelt es den merkwürdigen Verkehr zwischen dem jungen, kunstbegeisterten König und dem von ihm geradezu vergötterten, bis dahin viel umhergetriebenen Künstler, der von der Freundschaft dieses Fürsten die Verwirklichung seiner kühnsten Träume erhofft. Aber je weiter wir lesen, um so klarer erkennen wir das tragische Verhängnis, das über dem Bunde waltet, den zwei Männer geschlossen haben, die beide unfähig sind, den natürlichen Widerstand der realen und materiellen Mächte richtig in ihre Rechnung einzustellen. Wagners Weggang von München, mit dem das Buch schließt (ein zweiter Band, der die Darstellung bis zu seinem Tode fortführen soll, ist uns versprochen), war, wie wir heute, nach dem furchtbaren Schicksal und Ende des Königs, deutlich übersehen können, eine Notwendigkeit im wohlverstandenen Staatsinteresse. Das hätte Nöckl betonen sollen, statt durch eigene Bemerkungen dem gedankenlosen Gerede von der in der Stadt und am Hofe herrschenden Philisterei, die ja gewiß auch ihre Rolle dabei gespielt hat, neue Nahrung zu geben. Vermehrt ist die zweite Auflage um ein einleitendes Kapitel über Wagners Beziehungen zum Münchener Hoftheater vor 1864. Wir erfahren daraus, daß der „Holländer“ 1841 von der Intendanz abgelehnt wurde, aber auch, was wichtiger ist, daß sich Franz Lachner, wenn auch wohl mit innerem Widerstreben, als Dirigent ehrlich für eine möglichst gute

Wiedergabe der Wagner'schen Werke einsetzte (1855 kam „Lannhäuser“, 1858 „Lohengrin“, 1864 der „Holländer“ zur Aufführung). Das geht aus Wagner's eigenen, an ihn gerichteten Briefen hervor. Also auch hier wird, wie so oft, die kürzlich erschienene Autobiographie durch die authentischen Quellen berichtigt.

Lag ein Eingehen auf die Werke selbst nicht in Zweck und Plan der ködlichen Arbeit, so war ein solches dagegen um so mehr von dem dickleibigen Buche **Schilderungs** zu erwarten, das eine Gabe zum hundertsten Geburtstag Wagner's sein soll und sich auf dem Titel „**Richard Wagner und seine Werke, ein Volksbuch**“ (Verlag von F. E. C. Teubner, Leipzig 1913) nennt. Aber der Besprechung der Werke ist nur ein Abschnitt eines einzigen Kapitels, „Wagner's Werke, Charakter und Lebensanschauung,“ gewidmet, und noch dazu werden wir in demselben zum Teil mit wenig fördernden Erörterungen über das Männliche, Weibliche und Kindliche in der Kunst und insbesondere bei Wagner abgefunden. Eine klare Vorstellung von dessen spezifischer Eigenart und von der gerade bei ihm so stark hervortretenden spezifischen Eigenart jedes einzelnen Werkes erhält der Leser nicht. Alles übrige ist biographisch. Gegen diesen Hauptteil des Buches sind wohl keine Einwendungen zu erheben, und der Anspruch des Verfassers darauf, Wagner's Verhältnis zu Mathilde Wesendonk im Gegensatz zur Autobiographie, aber auch zu Grafenapp und Chamberlain nicht verschleierte, sondern in seiner vollen Bedeutung für das Innenleben des Künstlers dargestellt zu haben, ist zweifellos berechtigt.

Auch die allerdings viel kürzer gehaltene **Wagnerbiographie** von **H. Vatta** (1912) ist fast ausschließlich eine Lebensdarstellung. Seltsamerweise scheint sich der Verlag (Schlesische Verlagsanstalt, vormals Schottländer, G. m. b. H., Berlin) selbst nicht darüber klar zu sein, was er mit der Sammlung „Berühmte Musiker“ eigentlich bezweckt. Gemeinam ist allen Bänden nur der reiche, oft wohl überreiche Bilderschnuck. Im übrigen wird den Autoren offenbar freie Hand gelassen, und so fehlt den Biographien ein einheitlicher Grundplan. **Frimmel** in seinem viel gelesenen „**Beethoven**“ (4. Auflage 1912) enttäuscht uns, indem er ein

Spezialgebiet seiner Forschung, nämlich die Einwirkungen fremder Werke auf Beethoven's Jugendkompositionen, sehr ausführlich, sogar mit Notenbeispielen, behandelt, später aber, also gerade von da an, wo das Interesse seiner Leser erst recht rege wird, alles Musikalische viel zu summarisch und farblos erledigt. Auch **H. Reimann** in seiner **Bachbiographie** (durchgesehen und ergänzt von Bruno Schrader 1912) ist der Verführung nicht entgangen, sein Spezialgebiet, die Orgelwerke, zu eingehend zu behandeln, ja sogar Ausführungsanweisungen für den Organisten zu geben. Dabei aber dringt er doch auch in die übrigen Werke geschichtlich und analytisch in ganz anderer Weise ein als **Frimmel**, und das Verhältnis der einzelnen Teile zu einander wäre wohl ein noch günstigeres geworden, wenn er das letzte Kapitel, „Kantaten und Passionen“, noch selbst hätte ausarbeiten können. Die Aufgabe in engem Rahmen ein anschauliches Lebensbild eines Meisters zu entwerfen und den Leser zugleich in seine Werke einzuführen, hat **Leopold Schmidt** in seinem „**Mozart**“ (1912) gut gelöst. Besonders erfreulich ist es, daß er sich nicht einfach an Otto Jahn hält, sondern auch die neuere Forschung heranzieht und so z. B. im Anschluß an Chrysander und Kreisshmar Mozart's Verhältnis zur italienischen Oper richtig darstellt. Daß man sich mit dem Verfasser nicht in allem einverstanden erklären kann (so erscheint ihm z. B. „Das Weibchen“ zu dramatisch; so wird er dem herrlichen Fragment der c-Mollmesse nicht gerecht) hat wenig zu bedeuten.

Ein neues biographisches Unternehmen hat der Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig mit seinen „Musikbüchern“ ins Leben gerufen. Hier scheint ein fester Grundplan zu bestehen, indem jedes der Bändchen, das nur eine Mark kostet, die Lebensbeschreibung eines Meisters neben einer selbstverständlich knappen Einführung in seine Werke bringt. Sehr gut gelungen ist, abgesehen von der Einleitung, **M. Morold's** „**Bruckner**“ (1912) worin der Lebensgang des schlichten Mannes anziehend erzählt und seine Eigenart als Symphoniker in großen, aber scharfen Zügen herausgearbeitet wird. Ein bedauerlicher Mangel ist es freilich, daß seine kirchlichen

Kompositionen ganz außer acht gelassen sind. Weniger befriedigt hat mich des gleichen Verfassers „Sugo Wolf“ (1912), namentlich weil mir die Mannigfaltigkeit seines Liedstiles, die Abwesenheit jeder Prinzipienreiterei, nicht genügend betont zu sein scheint. **La Maza** versucht in ihrem „Mendelssohn“ (1912) die Besprechung der Werke mit der Lebensdarstellung zu verschmelzen. Für Biographien von so kleinem Umfang aber ist es wohl empfehlenswerter, beide Teile getrennt zu halten. Freilich ist es ungemein schwer, zusammenfassende Charakteristiken zu geben, und in gewissem Sinne ist es kein Paradoxon, daß die Aufgabe des Biographen um so mehr wächst, je geringer der Umfang seines Buches ist. Leider nimmt man heute meist noch den entgegengesetzten Standpunkt ein.

Dr. Richard Hohenemser in Berlin

Schöne Literatur

Clemens Brentano, Nachtwachen von Bonaventura, herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg 1912

Bereits im Titel tritt diese Edition eines vielgenannten Buches höchst anspruchsvoll auf: die Hypothese, für die der Herausgeber in der einhundertundfünf Seiten langen Einleitung kämpft, wird gleich auf dem Umschlag als unwiderlegbare Tatsache verkündet. Von einem berühmten Dichter, von Clemens Brentano, sollen die „Nachtwachen des Bonaventura“ stammen, jenes 1804 erschienene Werkchen, das man lange Zeit irrig dem Philosophen Schelling zuschrieb und das vor kurzem unter Angabe guter Gründe einer Nebengestalt der Romantik, Fr. G. Wegel, zugewiesen ist. Frank befaßt sich gar nicht damit, diese letzte An-

nahme zu widerlegen; er sucht lediglich die seine zu beweisen. Gut, wenn ihm dies gelingen wollte. Leider aber überzeugt Frank in keiner Weise. Innerlich sind die „Nachtwachen“ dem Wesen Brentanoscher Poesie durchaus fremd; die äußeren Beweismittel Franks sind sämtlich angreifbar. Und wenn Frank sich eine Schutz- und Zufluchtsmauer in der „Anwendung des sprachvergleichenden Verfahrens“ errichtet hat, so ist diese Wissenschaftlichkeit nur eine scheinbare. Hoffentlich findet Frank einen Rezensenten, der ihm das in wissenschaftlicher Form eingehend nachweist. Ich sehe in Franks Arbeit geradezu ein Musterbeispiel für die falsche Art der Beweisführung, die — blind nach allen anderen Seiten — für die einmal gewählte Hypothese viele winzige Belegmittel, in Wahrheit Zufälligkeiten, heranzerrt, bis eine Scheinmöglichkeit entsteht. In der Tat hat es nicht an Zustimmung gefehlt. Demgegenüber kann nicht bestimmt genug betont werden, daß durch Franks Edition die Werke eines berühmten Dichters ohne triftigen Grund um einen wesensfremden Bestandteil vermehrt werden sollen. Frank möchte in den „Nachtwachen“ sogar „Brentanos bedeutendstes Werk“ finden. Sehen wir einmal von Brentano ganz ab — etwas „wirklich Großes“ oder „das vielleicht geistreichste Werk der Romantik“, wie Frank sich ausdrückt, sind die „Nachtwachen“ überhaupt nicht, sondern sie sind eine talentvolle Jean-Paul-Nachahmung, die sich durch eine gewisse Wildheit von dem Vorbild originell unterscheidet. Daß das Werk dem Anhänger Jean Pauls Fr. G. Wegel zugehört, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Karl Freye in Berlin



Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Upland 8630, des Verlags: Amt Bügow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.